

Volle Zustimmung verdient D.s Respekt vor den konkreten Religionen, d. h., daß er keine revisionistische, sondern eine rekonstruierende Religionsphilosophie betreiben will. Die kritische Frage lautet, ob dieser Ansatz konsequent durchgehalten wird. Die im Titel des Buches ausgedrückte leitende Frage nach der Wirklichkeit des Möglichen ist nicht der Religion, sondern der Metaphysik entnommen; daran ändert auch die Tatsache, daß sie zur Orientierungsfrage umgedeutet wird, nichts. Die Metaphysik liefert die Frage, auf welche die Religion antwortet; in diesem Sinn hat die Religion eine Orientierungsfunktion. Aber erschöpft ihre Orientierungsfunktion sich in der Antwort auf die abstrakte metaphysische Frage von Leibniz, die sie ohne Zweifel gibt, oder bietet die Religion ein breiteres Spektrum von Antworten auf Fragen des Menschen, welche die Wissenschaft nicht beantworten kann? Das führt zum Verhältnis zwischen der indexikalischen Funktion des Terminus Gott und den „sich ändernden semantischen Bestimmungsgehalten“ (476). Wird man, wie es D.s Anliegen ist, der konkreten Religion gerecht, wenn man die Religion auf den Gottesbegriff und den Gottesbegriff auf eine indexikalische Funktion reduziert? Ist nicht auch das eine Form des Revisionismus? Das Symbolische einer Religion ist beständig neu zu interpretieren; daran kann kein Zweifel sein. Aber ist Interpretieren dasselbe wie Korrigieren und Ergänzen? Die Trinitätslehre ist nach D. ein Versuch, die „kritische Fundamentaldifferenz zwischen indexikalischer Funktion und symbolischer Fassung des Gottesgedankens [...] systematisch zu wahren“ (479f.). Aber gerade die Trinitätslehre zeigt die unauflöbliche Verbindung zwischen indexikalischer Funktion und symbolischer Fassung (Joh 1; Joh 14, 9; Hebr 1, 1–3). Das führt zu der Frage, ob Religionsphilosophie, die sich an der jüdisch-christlichen Tradition orientiert, „Gott“ als Indexwort bestimmen und von einer „Fundamentaldifferenz“ zwischen indexikalischer Funktion und symbolischer Fassung ausgehen kann. Richtig daran ist, daß Religion ohne die Dimension der Transzendenz, auf welche das Indexwort hinweist, keine Religion mehr ist. Aber in der christlich-jüdischen Tradition erhält das Zeichen Gott seine Bedeutung durch Kennzeichnungen; die Bedeutung des Wortes erschließt sich, um mit Frege zu sprechen, nur durch dessen Sinn. Der symbolische Sinn ist also unverzichtbar; erst durch ihn ist die Bedeutung des Wortes gegeben. Der Terminus Gott kann also nicht aus dem Ganzen einer Religion isoliert werden; Religion kann nicht auf eine Antwort auf die metaphysische, wenn auch als Orientierungsfrage umgedeutete Leibniz-Frage reduziert werden. Der Terminus Gott ist in das Ganze der Religion verflochten; Theologie und Soteriologie bilden eine unauflöbliche Einheit. Er kann nicht aus diesem Ganzen gelöst werden, ohne daß er seinen religiösen Sinn verliert und der Interpret eine Revision vornimmt. Freilich stehen wir dann vor dem bei Schleiermacher und bereits bei Kant aufgeworfenen Problem des Anthropomorphismus. Es kann nur durch eine Lehre von der Analogie (im Unterschied zur Metaphorik) gelöst werden.

F. RICKEN S. J.

CRAIG, WILLIAM LANE/SINNOTT-ARMSTRONG, WALTER, *God? A Debate between a Christian and an Atheist* (Point/Counterpoint Series). Oxford: University Press 2004. XII/156 S., ISBN 0-19-516599-3.

Das Buch will die Frage, ob Gott existiert, auf dem gegenwärtigen Stand von Wissenschaft und Philosophie diskutieren, ohne sich in technische Details zu verlieren, so daß die Argumente auch für einen weiteren Leserkreis verständlich sind. Die Beiträge gehen zurück auf zwei Diskussionen, deren lebendiger, untechnischer Stil in der Publikation beibehalten wird. Am 4. November 1999 trug Craig im Dartmouth College in Hanover, New Hampshire, seine Argumente für die Existenz Gottes vor, die Sinnott-Armstrong dann kritisierte. Das Rückspiel fand am 1. April 2000 in Wooddale Church in Eden Prairie, Minnesota, statt; Sinnott-Armstrong argumentierte gegen die Existenz Gottes und Craig antwortete ihm. Entsprechend ist das Buch aufgebaut: Im ersten Teil entwickelt Craig fünf Gründe für die Existenz Gottes; Sinnott-Armstrong trägt seine Einwände vor, auf die Craig dann antwortet. Der zweite Teil beginnt mit Sinnott-Armstrongs Gründen für die Annahme, daß Gott nicht existiert; sie werden von Craig kritisiert, und Sinnott-Armstrong antwortet auf Craigs Kritik. Hier können die Argumente nur genannt, aber es kann nicht auf das Für und Wider eingegangen werden.

Craig beginnt mit einem kosmologischen Argument, für das er sich auf den Big Bang beruft. Was zu existieren beginnt, so faßt er es zusammen, hat eine Ursache; das Universum begann zu existieren; also hat das Universum eine Ursache. Sein zweites Argument ist eine moderne Fassung des teleologischen Beweises: die Feinabstimmung des Universums, so daß in ihm geistiges Leben möglich wurde (the fine-tuning of the universe for intelligent life). Wenn Gott nicht existiert, so das dritte Argument, dann gibt es keine objektiven moralischen Werte in dem Sinn, daß sie unabhängig vom Bewußtsein der Menschen existieren. Der Holocaust wäre auch dann objektives Unrecht, wenn die Nazis den Krieg gewonnen und jeden, der den Holocaust für Unrecht hielt, einer erfolgreichen Gehirnwäsche unterzogen hätten. Wenn Jesus von den Toten auferstanden ist (viertes Argument), dann ist das ein von Gott gewirktes Wunder und als solches ein Beweisgrund für die Existenz Gottes. Unter dem Titel „Gott kann unmittelbar gewußt und erfahren werden“ (26) wird schließlich (fünftens) die These der Reformed Epistemology vorgestellt, daß der Glaube (belief) an die Existenz Gottes basal ist, d. h. nicht auf anderen Beweisgründen beruht.

Als ersten Grund für die Annahme, daß Gott nicht existiert, bringt Sinnott-Armstrong das Problem des Übels. Die Darstellung zeichnet sich dadurch aus, daß insgesamt zehn Antworten auf das Theodizeeproblem skizziert und kritisiert werden. Unter dem Titel „The Problem of Action“ (98) arbeitet er zweitens einen Widerspruch zwischen der Ewigkeit Gottes und seinem Handeln in der Zeit heraus: Wenn Gott außerhalb der Zeit existiert, kann er nicht in der Zeit wirken. Das dritte Argument (the argument from ignorance) beruht auf dem Prinzip, daß man nicht berechtigt ist, eine Annahme zu machen, für die man keine Beweisgründe (evidence) hat. Hier verweist Sinnott-Armstrong darauf, daß er alle Beweise, die Craig vorgebracht hat, widerlegt habe.

Der Wert des Buches liegt darin, daß es in einer leicht zugänglichen Form einen interessanten Einblick in die gegenwärtige Diskussion über die Existenz Gottes gibt. In den Anmerkungen wird weiterführende Literatur genannt. Die fast scholastische Form der hier geführten Debatte dient der Klarheit und Vertiefung. F. RICKEN S. J.

JABER, DUNJA, *Über den mehrfachen Sinn von Menschenwürde-Garantien*. Mit besonderer Berücksichtigung von Art. 1 Abs. 1 Grundgesetz (Practical Philosophy; Band 3). Frankfurt am Main/London: ontos verlag 2003. 373 S., ISBN 3-937202-20-X.

Beim Aufschlagen dieses Buches denke ich zuerst an die kaum überblickbare Literatur zur Menschenwürde und frage mich, was könne man noch Neues zu ihr sagen. Und rasch erkennt man auch, daß D. Jabers (= J.) Werk aus zwei Teilen besteht, welche, wie sie selbst zugibt, getrennt voneinander gelesen werden können und nach dem Sinn des jeweils anderen Teils fragen lassen. Es gibt aber doch eine Verbindung über die fünf Merkmale der Menschenwürde, doch dazu später. Hinzu kommen noch eigenartige stilistische Fehler, stehengebliebene Verdoppelungen und Druckfehler, welche verwirren (ich verweise auf die SS. 93, 120, 300 als Beispiele). – Doch wer sich unverdrossen in den sich langsam steigernden Gedankenstrom J.s hineinnehmen läßt, wer sich nicht von so manchen Wiederholungen oder Selbstverständlichkeiten irritiert zeigt, wird zunehmend erkennen, daß J. analytisch-umgangssprachlich gründlich ansetzt und nach „Würde“, „würdig sein“ in der deutschen Sprache fragt und allmählich die einseitigen, vorschnellen und zu selbstsicheren Würde- und Menschenwürde-Artikel bloßlegt und hinter sich läßt.

Von der beschreibenden Ebene zieht der Gedankengang auf die wertende (evaluative), zur assertorischen bis zur deontischen Ebene hinüber. „Würde“, von außen her als Stand oder auch Selbstachtung beschreibbar, wird als Wert erkennbar, und es wird sichtbar, wie vom Würdebegriff eine vielfältige Verpflichtung auszugehen vermag. Mit dem feinen Skalpell unbeeinträchtigen Vertrauens sezziert J. einen Spaemann-Beitrag, und damit nicht irgendeinen Artikel irgendeines Würdetheoretikers, mit der Respektlosigkeit der ihrer Methode sicheren Bearbeiterin. Was ist nun ein Hauptbeitrag von J.s Untersuchung? Eben dieses: Wie J. fünf Menschenwürde-Prinzipien aus dem Begriff der Menschenwürde herausarbeitet und in ihn wieder hineinlegt, fünf Prinzipien, welche sie in Beziehung setzt: 1) Die „Menschenrechtsidee“; das Prinzip des gleichen moralischen